

Verlag und Heimarbeit in der Basler Seidenbandindustrie

Autor(en): **Lifschitz, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750882>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

So sagt Loosli in der Einleitung, und er ist voll berechtigt zu diesem Glauben. Wer es zur Hand nimmt, hat Freude daran, schon wegen des vortrefflichen Inhaltes, dann aber auch des schönen Druckes und geschmackvollen Buchschmuckes wegen.

Es ist eine wertvolle Gabe; möge sie recht viel Leser finden!

HANS MÜLLER-BERTELMANN



VERLAG UND HEIMARBEIT IN DER BASLER SEIDENBANDINDUSTRIE

Stephan Bauer, Professor der Nationalökonomie in Basel, ist ein durchaus tüchtiger Nationalökonom; er hat auf verschiedenen Gebieten der Nationalökonomie mit gutem Erfolg gearbeitet. Es ist eine glückliche und sehr zu begrüßende, von ihm ins Leben gerufene Unternehmung, die Erscheinungen des Wirtschaftslebens der Schweiz monographisch zu behandeln. Die erste Monographie liegt vor uns, welche auch am eklatantesten für die Berechtigung dieser Unternehmung spricht.

Bekanntlich wird in der letzten Zeit von der *Heimarbeit* viel gesprochen. Sie ist nicht mehr ein Problem für Fachleute, sondern bildet auch den Gegenstand der Tagespresse und der Wirtschaftspolitik. Die Heimarbeit ausstellungen haben dazu lobenswerterweise viel beigetragen. Unsere Zeit will durch die Anschauung lernen, nicht aber durch lediglich pure Abstraktionen, denn das Publikum sagt sich immer: alle Theorie ist grau. Und in der Tat muss es zugegeben werden, dass mit dem *Anschauen* sehr viel gelernt werden kann. Ein berühmter, moderner Wirtschaftspolitiker hat mit Recht vom Studium des Wirtschaftslebens gesagt, man muss es *schauen, schauen* und wieder *schauen*. Da aber nicht jeder Mensch imtande ist, alles zu sehen, so dient in dieser Beziehung als bestes Hilfsmittel die deskriptive Monographie; durch sie werden wir am besten in die Verhältnisse eingeführt und zwar auf Grund konkreter Tatsachen, der Erkenntnis des Lebens, wie es in Wirklichkeit ist.

Das unternimmt in der vorliegenden Arbeit¹⁾ unter der Leitung von *St. Bauer* (die vorliegende Arbeit ist eingeleitet von dem Letzteren, und zwar ist die „Einleitung“ sowohl nach Inhalt, als nach Form vorzüglich abgefasst) *Emil Thürkauf*. Sie besteht aus elf Kapiteln und einer Reihe von Tabellen. Wir wollen im folgenden diese Kapitel der Reihe nach besprechen.

Im ersten Kapitel gewinnen wir eine Übersicht über die „Begründung der Posamenterie als Handwerk und als Verlagsgewerbe durch die Refugi-anten (1557—1670)“. Es ist ein knapper Abriss der Wirtschaftsgeschichte was dieses Gewerbe anbelangt. Über den „Kampf um den Kunststuhl und seinen staatlichen Schutz“ (1666—1822) unterrichtet uns das zweite Kapitel. Dieses Kapitel ist nicht nur Wirtschaftsgeschichtlich, sondern auch kultur-

¹⁾ *Basler volkswirtschaftliche Arbeiten*, herausgegeben und eingeleitet von *Stephan Bauer* Nr. 1: *Dr. Emil Thürkauf: Verlag und Heimarbeit in der Basler Seidenbandindustrie*, Stuttgart, 1909, Verlag W. Kohlhammer, S. 8. 275.

historisch sehr interessant. Es wird hier gezeichnet, wie man sich gegen neue, technisch vollkommenere und ökonomisch leistungsfähigere Methoden sträubte und mehrerorts die Anwendung derselben unterdrückte, um dadurch die Interessen der Handwerker in Schutz zu nehmen. Aber alle Verbote haben den Gebrauch und die Einführung nicht verhindert, sondern nur aufgehalten und zu dieser Verschiebung der Standorte der Industrie geführt.

Noch weitere drei Kapitel bilden den historischen Teil dieser Arbeit, und erst mit dem sechsten Kapitel (Seite 97) beginnt die Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse. Thürkauf entrollt uns ein sehr anschauliches Bild. Es ist selbstverständlich unmöglich, all' das, was der Verfasser in mehreren Dutzenden von Seiten zur Darstellung bringt, in einigen Worten getreu wiederzugeben. Wir müssen uns daher beschränken, nur einige Ergebnisse hier mitzuteilen.

Die Ergebnisse sind, wie es auch zu erwarten war, wenig erfreulich. Kommt doch noch jetzt ein achtzehnstündiger Arbeitstag vor. Zwar ist dieses in der *Regel* nicht der Fall; aber jedenfalls genügt die Tatsache der Möglichkeit eines solchen langen Arbeitstages, um das Elend der Heimarbeit zu veranschaulichen. In der Regel ist der Arbeitstag ein vierzehn- und fünfzehnstündiger. Die dem eidgenössischen Fabrikgesetz unterstellten Betriebe haben einen gesetzlichen elfstündigen Arbeitstag (in Wirklichkeit aber, wenigstens der größte Teil der Arbeiterschaft, etwa einen zehn- oder zehneinhalbstündigen Arbeitstag), während in der Heimarbeit noch vierzehn und fünfzehn Stunden per Tag gearbeitet wird. Auch sind die Lohnverhältnisse bedeutend schlechter. Mit anderen Worten: die längere Arbeitszeit ist weniger lukrativ, niedrige Löhne und lange Arbeitszeit. Nicht selten begegnet uns in der Heimarbeit der Basler Seidenbandindustrie der *blinde Akkordlohn* (das heißt der Lohnsatz wird überhaupt erst bei Zustellung der Lohnrechnung, respektive Auszahlung zur Kenntnis gebracht); eine Reklamation bei zu kleinem Ansatz ist dann natürlich nicht angebracht. Diese Entlohnungsart gestattet den einzelnen Unternehmern, die Ware durch Lohnreduktionen billiger zu liefern. Mit Recht sagt daher der Verfasser: „Eine gewisse untere Schwelle des Lohnansatzes werden die Fabrikanten nicht unterschreiten können. Die Schwierigkeit liegt nur darin, dass für jeden Fabrikanten diese Schwelle verschieden hoch liegt und dass die Konkurrenz diese eben tief hinabsetzen kann. Da nun die Bandweberei für breitere Bänder der Mode unterworfen ist, so fragt diese nicht nach dem Preise des Bandes, sondern eben nur nach dem gesuchten Artikel. Es wäre nun nichts erwünschter, als einen Mindestlohnsatz zu normieren“ (Seite 149).

Interessant ist es, zu vergleichen, wie der Fabrikarbeiter und der Heimarbeiter in der Basler Seidenbandindustrie bestellt sind. Die Lage des Fabrikarbeiters ist in jeder Beziehung bedeutend besser. Das spricht deutlich genug für das Eingreifen des Staates zur Regelung der Heimarbeit.

Treffend urteilt Bauer (Einleitung, Seite XI):

„Der Befreiung von der Versorgung durch das Ausland dient heute am besten das Fabriksystem. Die Züchtung neuer Hausindustrien hat selten Aussicht auf Erfolg. Daher das Überwiegen der Seidenbandfabriken in den Vereinigten Staaten und deren raschen Aufschwung; 7441 Bandstühle sind hier tätig; die Lohnverdienste steigen bis auf 90 Franken pro Woche; die Arbeitszeit beträgt zehn Stunden an Werk- und fünf Stunden an Samstagen.

Sie ist gesetzlich geregelt. Dagegen überwiegt in den Exportländern noch immer Verlag und Heimarbeit.“

Wie gesagt, die vorliegende Untersuchung ist in wissenschaftlicher Beziehung durchaus befriedigend: sie ist gut gruppiert, objektiv, sachlich, fleißig, gründlich und bietet viel Belehrung. Wir sehen dem Erscheinen weiterer „Basler volkswirtschaftlicher Arbeiten“ mit großem Interesse entgegen.

BERN

Dr. F. LIFSCHITZ, Privatdozent



QUATRE PEINTRES

Si les Genevois ne savent pas encore voir, il s'habituent du moins à regarder. Le nombre des expositions augmente chaque année et déjà celles qui plaisent le moins sont celles où l'on vient le plus. C'est l'indice de quelque inquiétude et d'un peu d'intérêt.

Une Exposition de Portraits, trop disparate, assez médiocre, n'aura pas été inutile si le public a gardé le souvenir des envois de Hodler, d'Otto Vautier et du *Portrait en pied* d'Armand Cacheux; à l'Athénée. Aloys Hugonnet a montré ses dernières toiles, séduisantes, grassement peintes; j'en passe d'autres pour arriver à l'exposition qu'ont ouverte, au Musée Rath, quatre jeunes peintres, *Alexandre Mairet, William Muller, Albert Schmidt, Alexandre Blanchet*. Ils n'ont d'autre raison d'être ensemble que leur âge, leur amitié, et aussi leur sincérité, cette ferme volonté de ne faire aucune concession au public, non plus que de prendre plaisir à l'étonner. Cela dit, ils n'appartiennent pas à la même famille d'esprit, et s'ils ont eu les mêmes professeurs, ils n'ont pas tous eu les mêmes maîtres.

On a reproché à quelques-uns d'entre eux d'avoir profondément subi l'influence de Hodler. Le reproche est aisé, est-il bien justifié? Comment n'auraient-ils pas été impressionnés par un artiste aussi puissant? Comment leur façon de voir ne serait-elle pas un peu déterminée par la sienne? Voudrait-on qu'ils seraient pleinement originaux dès le début? Ou nie-t-on qu'ils le soient déjà, malgré cette influence, et qu'on les distingue entre eux à ne s'y pas tromper? — Non, le fait est de tous les temps; et c'est un excès du nôtre de vouloir sacrifier à l'originalité qui se développe lentement l'audace factice, la recherche d'une de ces vaines formules qui, bien loin d'aider au développement d'un individu, l'apauvrissent et le forcent à ressembler toujours à l'image qu'il a voulu donner à lui-même.

Ce qu'il faut demander c'est que chacun fasse peu à peu, et à l'usage, la critique de l'influence qu'il subit. Ils s'épureraient ainsi, écartant tout ce qui ne serait effet que de l'habitude. S'ils reproduisent quelquefois encore certains traits d'imagination, ou certaines manières de simplification propre à Hodler, ils ne tarderont pas à s'apercevoir que, partout ailleurs que chez le maître, ces façons de faire deviendront bientôt insupportables et choqueront comme les indices d'un goût passager.

Hodler est un grand chercheur d'unité. Il peut être par là le meilleur maître. Mais ici encore se cache un danger pour ceux qui n'atteindraient à la „répétition“ qu'au prix de la monotonie. Hodler dit: „Un arbre porte toujours des fleurs et des fruits de même forme“. Il oublie d'ajouter qu'il